



SOPHIE OLIVER

Der Fall des
lachenden
Kranichs

EIN VIKTORIANISCHER KRIMI MIT DEN
ERMITTLERN DES SEBASTIAN CLUB



DRYAS

»Oh ja, sehr. Aber ich habe noch nie ein Wort mit ihr gewechselt. Das heißt, sie könnte dumm wie Bohnenstroh sein, und ich würde es erst nach der Hochzeit erfahren.«

»Oder sie könnte eine entsetzliche Piepsstimme haben?«

»Genau. Oder eine so tiefe, dass sie wie ein Mann klingt.«

»Oder sie könnte Haare auf den Zähnen haben.«

Jetzt zuckten Zhens Mundwinkel amüsiert, und auch Freddie musste ein Grinsen unterdrücken. Er legte seine Hand auf die ihre, die sich noch an der Reling festhielt.

Schon als Kinder vermochten sie einander gegenseitig stets aufzuheitern. Wann immer einer von ihnen traurig war, gab der andere nicht auf – so lange, bis die trübe Stimmung verfliegen war. Freddie machte sich natürlich keinerlei Illusionen darüber, sie könnte irgendetwas sagen, was Zhen die Angst um seine Verlobte nehmen würde, aber wenigstens schien er ihr Bemühen zu schätzen.

»Störe ich?«, ertönte eine Stimme.

Rasch zog Zhen die Hand zurück, allerdings nicht schnell genug für Crispins kritischen Blick. Dessen Augenbrauen zogen sich missbilligend zusammen, sodass zwischen ihnen eine steile Furche entstand.

»Im Gegenteil«, versicherte Freddie eilig. »Wir sprachen über Zhens Verlobte und das Ultimatum, das die Entführer ihrer Familie gestellt haben.«

Die Falte glättete sich, als Crispin antwortete. »Ja, erstaunlich, nicht wahr, welche Geduld sie an den Tag legen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, brauste Zhen auf.

Beschwichtigend hob Crispin die Hände. »Nichts. Nur dass es ein großes Glück ist, dass man Ihnen die Zeit gewährt, den weiten Weg nach London zu reisen und eine Handvoll Detektive mit nach Hongkong zu bringen ...«

Suezkanal, Ägypten

Nach der Ankunft in Port Said hatten es alle Passagiere eilig, wenigstens kurz von Bord zu gehen und sich die Beine zu vertreten. Sobald die SS Victoria Kohle nachgeladen hatte, würde es weitergehen. Die Stadt an sich bestand aus um den Hafen gruppierten arabischen Häusern, die allesamt nicht älter als etwa dreißig Jahre waren. Während der Bauphase des Kanals war die Siedlung an der sandigen Küste entstanden und seit Inbetriebnahme der Fahrinne vor gut fünfundzwanzig Jahren stetig weitergewachsen.

Lord Philip war neugierig auf den Schiffskanal, der das Mittelmeer mit dem Roten Meer verband. Bei seiner feierlichen Eröffnung damals war er ein kleiner Junge gewesen. Sein Vater, Charles Wilbur Baxter Dabinott, der siebzehnte Duke of Farnborough, war zu dem drei Tage andauernden Fest geladen worden wie viele andere Mitglieder des europäischen Adels und der Königshäuser. Philip erinnerte sich gut an den verregneten Tag im Herbst, an dem sein Vater zusammen mit dem erstgeborenen Sohn, ebenfalls ein Charles, abgereist war. Sein Bruder war zehn Jahre älter als Philip und somit schon gesellschaftsfähig. Persephone, das mit Abstand älteste der vier Dabinott-Kinder, hatte ihm aus der Times von der rauschenden Feier vorgelesen, die den Khediven Ismail Pascha Unsummen gekostet hatte. Nie würde Philip die Bilder der fremdländisch aussehenden Personen und der prachtvollen Schiffe vergessen, die Zeitungen waren voll davon gewesen. Nur zu gerne wäre er mit ihnen gefahren, als einer der ersten Passagiere, aber erst jetzt, als erwachsener Mann von zweiunddreißig Jahren, durfte er endlich den Suezkanal durchschippern.

»Schippern« schien als Wort äußerst adäquat, denn gemächlich ging es voran in dem breiten Wassergraben, der beiderseits von hoch aufgetürmten Sandufeln begrenzt wurde. So langsam, dass ein Läufer ohne Weiteres nebenher hätte Schritt halten können. Was in der stechenden Hitze des Tages natürlich niemand versuchte. Wie ausgestorben lagen die weißen Behausungen der Einwohner ans Ufer hingestreut.

»Warum fahren wir nicht schneller?«, fragte Professor Brown Lord Philip. Nachdem sie in Port Said zurück an Bord gegangen waren, hatte er sich zuerst in die Kabine verzogen, war jedoch bald darauf mit

schweißnassem Gesicht auf dem Oberdeck erschienen. Im Inneren des Schiffes ließ es sich bei diesen Backofentemperaturen unmöglich aushalten. Die beiden Herren trugen Sommeranzüge aus leichtem Stoff und breitkrempige Hüte, aber Philip beneidete die Ägypter, die in ihren traditionellen Galabijas weit weniger zu schwitzen schienen.

»Wir dürfen fünf Knoten nicht überschreiten«, erklärte er. Das hatte er in einem Reisebericht gelesen. »Sonst erzeugt das Schiff eine Strömung, die den Ufersand mit sich reißt, und die Böschung gibt nach. Der Kanal war vor zwanzig Jahren deutlich breiter als jetzt. In der Zwischenzeit haben sich seine Ufer durch die Unterspülung einander stetig angenähert.«

Verständnisvoll, wenn auch bedauernd, nickte der Professor. »Das leuchtet ein. Gleichwohl ich wünschte, wir hätten ein wenig Fahrtwind. Sehen Sie nur, wie die Luft flimmert. Man möchte beinahe meinen, die Dörfer am Ufer wären eine Fata Morgana.« Mit einem weißen Taschentuch wischte er sich über Stirn und Wangen.

»Sie vertragen die Hitze nicht?«, fragte Philip.

»Nur in Maßen. Dabei ist sie hier noch trocken. Ich mag nicht an die feuchte Schwüle denken, die uns in Asien erwartet.«

Mitleidig blickte Lord Philip auf den älteren Herrn. Er wusste, dass Professor Brown über sechzig Jahre alt war und der Inbegriff eines englischen Gentlemans mit seinem gepflegten, kurz gestutzten weißen Bart und der stets aufrechten Haltung. Nur wenig kleiner als der hochgewachsene Lord Philip stand er so würdevoll wie möglich unter der unbarmherzig herabbrennenden Sonne und wünschte sich zweifellos, er wäre daheim in seinem Sebastian Club.

»Sie werden wohl Ihre Gründe haben, warum Sie sich diese Reise antun«, sagte Lord Philip leise mit einem fragenden Unterton.

Er erhielt keine Antwort, der Professor presste lediglich die Lippen aufeinander und verschränkte die Hände auf dem Knauf seines Spazierstocks.

»Denn ich weiß, dass Sie ein Mann sind, der nichts unüberlegt unternimmt.«

Limehouse, London

In London fiel der Regen lotrecht vom Himmel, wie mit dem Lineal gezogen. Ein dichter Vorhang aus Wasser legte sich über die Stadt, und mit ihm die Düsternis eines wolkenverhangenen Nachmittags. Das Wetter konnte sich nicht entscheiden, ob es noch dem Sommer Tribut zollen oder sich bereits in den Herbst ergeben sollte, so war es schwülwarm, windstill und äußerst nass.

In den schmutzigen Straßen von Limehouse verwandelte sich der Alltagsstaub innerhalb kürzester Zeit in cremigen Schlamm, der, verdünnt vom Regen, gemächlich bergab in Richtung Themse floss. Am Ufer lag Ropemakers Fields, daneben der Limehouse Causeway, welcher ein Stück weiter östlich dann Pennyfields hieß. Doktor Pebsworth bog in die Trinidad Street ein und stand mitten in Chinatown. Praktisch gelegen an den Docks gab es hier alles, was das Herz eines chinesischen Matrosen begehrte: Bordelle, Essen, Unterkünfte sowie die Wohnungen der Seefahrerfamilien. Das allgegenwärtige Aroma von Fäkalien und Garküchen zusammen mit dem speziellen, leicht erdigen Geruch, der rund um die Uhr aus den Opiumhöhlen drang, hatte sich in den prasselnden Wassermassen weitgehend aufgelöst, was Doktor Pebsworth dankbar zur Kenntnis nahm. Weniger glücklich war er allerdings über die Tatsache, dass seine Schuhe bereits kurz nachdem er die Kutsche verlassen hatte, völlig durchweicht waren. Ein unangenehmes Gefühl von schmutziger Nässe durchdrang seine Socken, schlüpfte zwischen jede Zehe. Er beschloss, sein heiß geliebtes Dampfbad im Sebastian Club aufzusuchen, sobald er hier fertig war. Der Gedanke zauberte ein kleines Lächeln auf seine Lippen. Versonnen strich sich Doktor Pebsworth das Wasser aus dem Schnurrbart. Vor dieser Belohnung lag allerdings noch ein gutes Stück Arbeit. Er seufzte und trat durch die Tür eines winzigen Ladens. Sofort wurde er von einem intensiven Kräutergeruch umhüllt, ein paar davon konnte er identifizieren, Salbei und Myrrhe, der Großteil verschwamm jedoch zu einem exotischen Potpourri.

Darauf bedacht, in dem überfüllten Raum nichts umzuwerfen, balancierte der Doktor seine Leibesfülle überraschend elegant durch den Laden bis hin zu einem Tresen, hinter dem ein alter Chinese stand.

»Wallace, mein Lieber! Was treibt dich bei diesem schrecklichen Wetter aus dem Haus? Und noch dazu durch die halbe Stadt bis an meine

Gestade?«, fragte ihn der Mann in allerbestem Englisch, in dem sogar ein leichter Upperclass-Akzent mitschwang. Er war klein und mager und trug einen Changshan, eine chinesische Tunika, in dunklem Blau mit Stehkragen, die ihm bis zu den Knöcheln reichte. Sowohl die weißen Augenbrauen als auch sein ebensolcher Bart waren auffallend buschig und wippten mit, wenn er sprach. Das verbleibende Haar hinter seiner Stirnglatze hatte er zu einem langen Zopf geflochten. Beim Lächeln verschwanden die mandelförmigen Augen fast gänzlich in einem Fächer aus Fältchen. Die guten Zähne überraschten, passten sie doch wenig zum Eindruck eines alten Mannes und weckten den Verdacht, dass der Chinese eventuell jünger war, als sein greisenhaftes Äußeres vermuten ließ.

Doktor Pebsworth nahm grüßend den Hut ab, darauf bedacht, dass dabei möglichst wenig Wasser auf den Boden tröpfelte.

»Guten Tag, Albert. Es tut mir leid, unangemeldet bei dir hereinzuplatzen, aber ich brauche deine Hilfe.«

Mit einer einladenden Geste und ohne weitere Nachfragen wies Albert auf den Perlenvorhang, der den Durchgang zum Hinterzimmer abschirmte. Dann sperrte er rasch die Ladentür ab, bevor er sich zum Doktor gesellte. Der Raum, in dem sie sich nun befanden, war ebenfalls winzig und mit allerlei Möbeln vollgestellt. Eine komplette Wand wurde von einem riesigen asiatischen Arzneischrank aus lackiertem Holz beansprucht, dessen unzählige Fächer und Türchen Doktor Pebsworth neugierig beäugte. Am liebsten hätte er sie alle der Reihe nach geöffnet und hineingesehen. In einer Ecke stand ein kleiner Ofen, auf dem Wasser kochte. Dann gab es eine schmale Liege und ein Tischchen mit zwei Stühlen.

»Ich wollte mir gerade einen Tee machen«, sagte Albert. »Darf ich dir auch einen anbieten? Nimm doch Platz.«

»Sehr gerne.« Ein wenig skeptisch testete Doktor Pebsworth das zierlich wirkende Sitzmöbel, bevor er sich vollständig darauf niederließ. Glücklicherweise stellte es sich als so robust wie bequem heraus. Freudig streckte der Doktor die Hand nach dem angebotenen henkellosen Teebecher aus Porzellan aus, den der Chinese ihm hinhielt.

Selbstredend hieß Albert nicht wirklich Albert, sondern eigentlich Kuo Shixin, aber während seiner Zeit an der Universität hatte ihm seine Verehrung für den Gemahl der Königin Victoria diesen Spitznamen eingebracht. Der Doktor und Albert hatten gemeinsam Medizin studiert. Zu Anfang des ersten Semesters hatte Albert kaum ein Wort Englisch gesprochen, sich jedoch als außerordentlich schneller Lerner erwiesen. Seine Andersartigkeit, was Aussehen und Herkunft betraf, und die Hochbegabung von Pebsworth auf dem Gebiet der Medizin hatten beide zu